

Was bietet die jüngste Mundartliteratur?

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1981)**

Heft 2

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1981/2

Was bietet die jüngste Mundartliteratur?

Bernisches – entlang der Tradition

Die Mundart als Reservoir noch unausgeschöpfter poetischer Möglichkeiten: die Maxime älterer wie moderner Zuwendung zum Dialekt ist nur dann nicht zu grosssprecherisch, wenn es einem Autor gelingt, Bekanntes in einer ungewohnten Form auszudrücken oder wenn er um neuer, «unerhörter» Inhalte willen eine Sprache wählen möchte, die als literarisch noch wenig gezähmtes Medium die Erinnerung an das früher schon Gesagte zunächst einmal erschwert. Dialektliteratur, soweit sie innovativ ist, schwankt daher stets zwischen den Polen der Sprachartistik und der direkt zu Herzen gehen sollenden engagierten Agitation. Die schweizerdeutsche Mundartproduktion tendierte meist auf die letztere Seite, indem sie die scheinbar vertraute Alltagssprache dazu gebrauchte, um in die Abgründe des Alltäglichen hineinzuleuchten – der Weg führt von Jakob Stutz direkt zu Ernst Burren –; nur wo sie sich ohne Umschweife auf die Welle der *modern mundart* bezieht, tut sie so, als sei unsere Mundart – im Gegensatz zu den Mundarten in unseren Nachbarländern – nicht schon längst gebraucht und zum Teil auch literarisch verbraucht worden, oder will die von ihr gebrauchte Form als «Umgangssprache» (Kurt Marti) von einer angeblich nur noch mit reaktionären Absichten ein lite-

rarisches Leben führenden erstarrten «Mundart» abgrenzen. Wer heute schweizerdeutsch schreibt, steht in einer literarischen Tradition, aus der sich zu lösen der durchschnittliche Leser kaum in der Lage ist. Für den bernischen Autor ist die Vorbelastung besonders gross: Er darf mit Aufmerksamkeit rechnen (die Verlage können es sich leisten, berndeutsche Bücher zu produzieren), er wird aber auch den Beweis antreten müssen, dass die Wahl der Mundart sinnvoll ist – vorausgesetzt, dass er sich nicht damit zufriedengibt, seinen Lesern einfach das Vergnügen noch einmal zu bereiten, an das sie schon gewöhnt sind.

Johann Ramseier

Im dritten unter dem Pseudonym Johann Ramseier erschienenen Bändchen «Der färnderig Schnee» (1976) schreibt sein eigentlicher Verfasser, Hans Steffen, im Nachwort über seinen «Bluts- und Geistesbruder», dieser betreibe seine Memoirenschreiberei um des eigenen und des Vergnügens anderer willen, und verspricht im übrigen, er wolle mit seiner literarischen Produktion nun aufhören. Der Verfasser hat sein Wort nicht gehalten, und seine Freunde werden ihm dankbar dafür sein. Die Erlebnisse des an den Wirtschaftsdienst der Londoner Botenschaft delegierten Bundesbeam-

ten sind gewiss nicht weltbewegend: Anekdoten über die Schwierigkeiten des Anfängers wechseln mit Bonmots über die Welt der Diplomatie (Diplomaten sollten am besten *gschyd u fuul sy*) und mit mitunter recht scharfen Aperçus über die Engländer, die sich zu Beginn der fünfziger Jahre noch in *Gods own land* wähten und den Ausländern alles andere als gewogen waren. All das wird in einer mit Zitaten gewürzten und anspielungsreichen Sprache erzählt, die recht weit von der spontan gesprochenen Mundart entfernt ist und die auch in ihrer Bildlichkeit (*usbrönnt sy wi der Kilimandscharo*) literarisches Gepräge trägt. Warum schreibt dann der Verfasser nicht einfach hochdeutsch, wo er diese Sprache – wie das erwähnte Nachwort zeigt – ebenso gewandt, wenn nicht gar maniert zu handhaben weiss, zumal jeder Bezug zu Bern oder zu Bernern fehlt? Ich glaube, gerade in diesem Sprung aus der gewohnten Thematik und aus der vertrauten, wenn nicht bodenständigen, so doch volksnahen Mundart zeigt sich, dass das Berndeutsche auf dem Weg ist, die Funktion einer Sprache zu bekommen, d. h. auch als Medium für Inhalte gebraucht werden zu können, die normalerweise nur in einer gehobenen, literarisch verfestigten «Sprach»form dargestellt werden können. Damit ergibt sich tatsächlich ein gewisser Bruch mit der Tradition der bernischen

Mundartliteratur, so sehr wir zunächst geneigt wären, in Johann Ramseier nur den «guten» Berner zu sehen, der aus Heimatliebe in seiner Muttersprache schreibt. Sogar in seinen Übersetzungen englischer Limericks zeigt der von der Vorlage her gegebene Lokalbezug, wie sehr dieser austauschbar geworden ist: Die Sprache *muss nicht*, aber kann ebensogut Berndeutsch sein. Das Berndeutsche ist damit einerseits in einem gewissen Sinne entwurzelt, andererseits universell verwendbar geworden.

«Verwiche chunnt e Puur vo Hinderzarte

uf Bärn u fahrt im Bus zum Rosegarte.

«Nicht auf den Boden spucken» heisst ar Wand.

Drum schpöit dä Ma jitz äben oblichant

a d *Tili* ufe währet syne Fahrte...»

Heinz Stauffer

Heinz Stauffer, Pfarrer in Gampelen und Anstaltseelsorger, kennen wir von seinen Gedichten «s geit mi ja nüt a...» (Bern 1978), die, im Ton gemässigter und in der Sprache etwas konservativer, in der Art der Texte Ernst Burrens aufzeigen, wie sich soziales Verhalten in der Sprache spiegelt. Sein Programm, sich «Gedanken über die Gedankenlosigkeit zu machen», gilt wohl auch für den Prosaband, am ehesten für die Geschichte «Göh mr nach Mallorca!», wo ältere Leute, die sich etwas gönnen möchten, ihre Klischees über das Ausland in Bedenken ummünzen und dann sich schliesslich nur einen Kulturfilm ansehen, vielleicht auch für «E Füfliber wächsle», wo eine typische Alltagsfrau in jedem Hippie gleich einen gefährlichen Terroristen vermutet. Da darf sich die Sprache des Klischees bedienen, weil nur so ihre Doppelbödigkeit aufscheint. Anders wird es aber, wenn der Verfasser Gegenwartsprobleme (z. B.

Schwierigkeiten mit der Nachbarschaft, die Weihnachtsfeier mit Jugendlichen) in einer Sprache erzählt, die allzusehr an die übliche Verniedlichung in früherer mundartlicher Erbauungsliteratur erinnert. Das kann so weit gehen, dass – wie in der Trauerrede «Nie hesch nei gseit» – der Leser, anders als bei Burren, keine Distanz des Autors mehr spürt und diesem sogar Identifikation zuzuschreiben bereit sein könnte. Auch wenn die altmodische Liebesgeschichte «Es Käfeli git o warm» in einen Rahmen eingefügt und etwas weggerückt wird, so fällt es mir schwer, das abgedroschene Klischee vom *schuderhaft bringe u bleiche Schtadtmönschli*, das anstelle einer *bhäbige, guet ungerleite Purretochter* auf den Hof zieht, zu ertragen, zumal es sich um eine Klavierlehrerin handelt, die der Bauernsohn im Stadttheater kennengelernt hat. Nicht besser geht es mir mit den aus deren eigener Perspektive erzählten Schicksalen einer alten Pfanne oder eines Zweiräpplers, und besonders Mühe bereitet mir Heinz Stauffers Sprache, die sich einerseits modern und ungezwungen gibt, andererseits das (zu pauschal so

bezeichnete) «Heimatschutztheatervokabular» auch noch verwendet, so dass mir wenigstens diese Menschen von ihrer Sprache her nicht mehr verstehbar erscheinen, diese Mundart für mich eine Sprache wird, die – anders als ansatzweise bei Johann Ramseier – nicht aus der Tradition hinausführt, indem sie ihre Reichweite den heutigen Kommunikationsbedingungen entsprechend sorgfältig erweitert, sondern die durch unreflektierte Übernahme des Traditionellen die Tradition gerade dadurch entwertet, dass sie sie als etwas scheinbar Gegebenes und nicht Gewordenes fugenlos in eine von der Problemlage her durchaus moderne Gegenwart einbaut. Heinz Stauffers Geschichten machen daher gerade, weil sie Neues versuchen, deutlich, wo die Schwierigkeiten im Umgang mit dem Alten liegen. Wenn dieses nur dazu gebraucht wird, das vertraute Behagen zu bereiten, so bringt sich die Mundartliteratur wieder um die Möglichkeiten, die sie sich in ihrer behutsamen und beileibe nicht nur kritischen Ablösung von der Tradition in den letzten Jahrzehnten eröffnet hat.

Roland Ris

Dreimal Altes in Neuausgaben

Mundartdichter, die um die Wende des Jahrhunderts oder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schrieben, erscheinen in Neuaufgaben und finden auch Leser. Sind ihre Werke formal und thematisch ungewöhnlich? Oder flüchten heute etwas verunsicherte Menschen in eine sogenannte heile Welt, um unserer Zeit auszuweichen? Will man einer Epoche gerecht werden, die man abschätzig beurteilte? Wird der Sinn für das Gewordene neu geweckt, bekommt das Wort «Tradition» eine neue Bedeutung? Liest man unvoreingenommen

ältere Mundartdichter, so stellt man fest, dass ihre Gedichte und Erzählungen damals durchaus zeitgemäss waren. Man braucht nur an Namen wie Josef Reinhart, Meinrad Lienert, Fritz Liebrich, Paul Haller, Albert Streich u. a. zu erinnern. Für uns sind sie aber vielfach Zeugen einer vergangenen Epoche. Wir achten ihr Können, ihre Liebe zu ihrer Welt, einer Welt, zu der wir nur noch bedingt Zugang finden, weil wir uns inzwischen geändert haben und die Welt anders geworden ist. Das sind Vorbehalte bei der Beurteilung solcher Neuausgaben.

Zyböri

1979 erschien «No einisch Zyböri», eine Auswahl von Gedichten des Luzerner Mundart- und Volksdichters **Theodor Bucher** (1868–1935). 1980 folgte eine 2. Auflage. Zyböri hat «Gemüt, Sinn für Kleinigkeiten und Feinheiten dieser Welt». Er trifft in seinen Gedichten den Volkston. Er hatte auch Erfolg. Für uns ist er eher ein Zeuge einer etwas idealisierten Welt von damals. Aber er scheint doch wieder Leser zu finden, die sich an seinen Gedichten freuen.

Renward Brandstetter

Etwas anders muss man das Buch «D Möischterer und de heilig Sant Michel» des bekannten Sprachforschers **Renward Brandstetter** (1868–1942) beurteilen, das **Walter Haas**, der Verfasser des umfangreichen Buches «Lozärnerspròch», der genaue Kenner der Luzerner Mundartdichtung, herausgab. Im Nachwort gibt Haas eine genauere Analyse der Erzählungen und entwirft das Bild des gelehrten Schreibers, der offenbar keine einfache Persönlichkeit war.

Was sagt der heutige Leser zu diesen Geschichten, die vor hundert Jahren geschrieben worden sind? Aufschlussreich ist vor allem der Dialekt Brandstetters, dem man die wissenschaftliche Forschung anmerkt. Haas nennt diese Geschichten einen Begleittext für den Dialektologen. Sie enthalten viele alte Wörter, die Haas in einem ausführlichen Wörterverzeichnis zusammenstellt und erklärt. Im weiteren ist merkwürdig, dass Brandstetter eine Welt darstellt, der er von Haus aus nicht zugehört. Er trifft aber den volkstümlichen Ton, ohne banal zu werden. Zudem weichen seine Geschichten von manchen damals üblichen Mundarterzählungen ab. Merkwürdig und auch etwas widersprüchlich ist es, dass ein naiver Tagelöhner oder Tauner die Geschichten erzählt, in denen harte, ja grausame Schicksale dargestellt werden, die stilistisch die Hand des Könners und sicheren Gestalters verraten. Diese zeitlich weit zurückliegenden Geschichten vermögen auch heutige Leser zu fesseln.

Das Buch ist in der Reihe «Lu-

zerner Poeten» erschienen, in der **Walter Haas** weitere Luzerner Mundartdichter veröffentlichen will. Die äussere Aufmachung ist gediegen, das Format handlich.

Rudolf Hägni

Esther Hägni, die Tochter **Rudolf Hägni** (1888–1956), besorgte mit Liebe und Verständnis eine Auswahl aus seinem Gesamtwerk und ruft damit einen zürcherischen Mundartdichter in Erinnerung, der in den letzten Jahrzehnten in den Hintergrund getreten ist. Der Band, zu dem **Alfred Egli** ein kluges Vorwort geschrieben hat, enthält in der Hauptsache Mundartgedichte, daneben hochdeutsche Verse. Aber Hägnis Stärke liegt in seiner Zürcher Seemundart. Hier findet er für das Besinnliche, seine Naturverbundenheit, seinen leisen Humor, seine Liebe zum Kind, zum Zürichsee und dessen Landschaft den sinngemässen Ausdruck. Aus seinen Gedichten spricht menschliches Wohlwollen, eine gereifte Lebensbejahung. Das Buch wendet sich an Leser, die auch auf leisere Töne hören können. *J. M. Bächtold*

Zweigesichtige Literatur aus dem Senseland

Bis vor wenigen Jahren gab es kaum eine deutschfreiburgische Mundartliteratur, die zu greifen war. Erst die Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft vermochte in weitem Kreise das Verständnis für den Wert der Sprache wie auch der Mundart zu mehren und mit Richtlinien zur Schreibung (im Dieth-System) verborgene Talente zum Schreiben zu wecken. 1966 konnte dann der «Verein für Heimatkunde des Sensebezirks» den überraschend reichen Sammelband «Meien ùs ùm Seiselann» herausgeben und zehn Jahre später die «Choereeleni» (Kornähren), insgesamt mit Beiträgen von 13 Autoren.

«Grad ù chrümm»

Nun erscheint unter dem Titel «Grad ù chrümm» ein drittes Sammelwerk, ein handliches Bändchen von gegen 130 Seiten. Es enthält einerseits Volkssprüche und Kinderreime, andererseits früher an entlegener Stelle veröffentlichte Gedichte und kurze Geschichten von neun verstorbenen Mundartschriftstellern, vorab solche von **Alfons Aeby** (1895–1941) und **Viktor Schwaller** (1875–1958). Es ist, wie **Anton Bertschy** im Vorwort richtig schreibt, «eine Kleinliteratur, die den Einzelmenschen, seine Werthaltung, das Bauern- und Brauchtum, die Jahreszeiten besingt, von Jugenderlebnissen be-

richtet, das Kinderlied und die Humoreske pflegt», also heimatische Literatur, auch heute für einen wenig anspruchsvollen Leserkreis bestimmt. Für Nichtfreiburger liegt der Reiz vor allem in der eigenartigen, vom Berndeutsch des Mittellandes doch recht stark abweichenden Mundart, wobei die fast zu exakte Schreibweise und ein kleines Wörterverzeichnis zum Verständnis mithelfen. Angaben über die Autoren und die Erstdrucke fehlen nicht.

Peter Boschung

Ganz anders schreibt **Peter Boschung**, der ehemalige Obmann

der Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft und Mitgestalter der Freiburger Sprachencharaktera. Als Arzt kam er mit dem Jedermann im Volk in enge Berührung und sah tief ins Volksleben. 1975 gab er ein Bändchen «Verse und Prosa» heraus, teils in der Hochsprache, teils in seiner farbigen Sensler Mundart: Heiteres, Poetisches, Trotziges, Besinnliches und Religiöses – eine Sammlung von hohem Gehalt. Später erschien ein bibliophiler Druck, «Vam Chnächtetoed»: das Lebensende eines Knechts, begleitet von Pfarrer und Arzt. Dieser eindrucksvolle Text und weitere Geschichten liegen nun in einem gediegenen Bändchen mit dem Titel «Isidor» vor, ebenfalls in lautnaher Schreibung und mit einem hilfreichen Wörterverzeichnis. Mit sicherem Gefühl für die Eigenart seiner Mundart, in Lautung, Wortschatz und Satzfügung, schildert Boschung eigene Erlebnisse mit Patienten und Beobachtungen an Men-

schen, die durch Unfall oder Krankheit aus dem gewöhnlichen Leben geworfen sind. Und am Schluss wartet der Tod, mit dem sich alle auseinandersetzen müssen.

Da heisst es von Isidor, einem alten, auf den Tod kranken Knecht: «I dene löschte Taage muess Isidor ging ù ging¹ a sy Mueter süne². Mengs Jaar het er scha ganz vürgässe ghääbe, nùmen epa ar Jaarzyt³ ù z Allerseele a sa teicht. ... Aber jitz dana ha ggseet er ging iiras gütige, früntliche Wäse vür mù, wy sia i ggsüne Taage gsyy isch, ù si zùntet mù wy dr Vollmond, wenn er iim, wa si in ara stockfiischtere Nacht vùrlüffe het, ùnderiinisch hinder ara schwarzi Wùlcha vùrachùnt. Iim isch si ùf ds Maal ganz liecht ùf der Brüscht, as tüecht ne, d Mueter tüegen ùm tüte⁴ ù säägi: Chomm, Isidor, chomm!» *Rudolf Trüb*

¹ immer – ² denken – ³ am alljährlichen Gedächtnisgottesdienst für die Verstorbenen – ⁴ ihm deuten, winken

Befreit
Vo auer Angscht i mym Chopf,
Vo auem Zwang i mym Gmüet,
Vo auem Hirnen u Grüble
So
Wett i gärn läbe.

Aber du
Schteisch näb mer
Gsehsch nüt,
Merksch nüt.

Und i bi
Gfange,
Gfesslet,
Gfouteret,
Usgliferet em Drang,
Dir ganz naach z sy
U di gärn z ha. *J.M. Bächtold*

(Anmerkung: au- = all-; -ou- = -ol-).

Verlagsangaben

Peter Boschung, Isidor. A Hampfleta seiserlüttschi Gschüchte. Paulusverlag Freiburg i.Ü. 1981. Fr. 15.–

Renward Brandstetter, D Möischerer und de heilig Sant Michel – Puuretüttschi Gschichtli vom Rämmert vom Mösli, hg. von Walter Haas (Luzerner Poeten, Band 2). Comenius-Verlag, Hitzkirch 1981. Fr. 19.50

Martin Etter, Aber äbe. Bärndütschi Gedicht. Verlag K.J. Wyss Erben, Bern 1980. Fr. 12.80

Rudolf Hägni, Gesammelte Gedichte. Auswahl aus seinem Gesamtwerk. Th. Gut & Co. Verlag, Stäfa 1980. Fr. 14.–

Johann Ramseier, Am Hof vo Sän Tscheims: Gschichte us Ängland. Viktoria-Verlag, Ostermundigen 1979. Fr. 22.80

Heinz Stauffer, die da obe. Bärndütschi Gschichte. Francke Verlag, Bern 1979. Fr. 14.80

No einisch Zyböri. Eine Auswahl von Mundartgedichten des bekannten Luzerner Mundartdichters Theodor Bucher. 2., erweiterte Auflage. Verlag Eugen Haag, Luzern 1980. Fr. 19.–

Grad ù chrümm. Senser Volksdichtung und Mundarttexte von *Viktor Schwaller*, *Alfons Aeby* und anderen (Freiburger Bibliothek, Band 2). Paulusverlag, Freiburg 1980. Fr. 15.–

Weitere Nachdrucke:

Elisabeth Baumgartner, Chlynni Wält. Gschichte. Erstdruck 1953. 2. Auflage. Francke Verlag, Bern 1979. Fr. 12.80. – Chnöpf u Blüeschli. Erstdruck 1950. 3. Auflage. Francke Verlag, Bern 1980. Fr. 12.–

Redaktion: Dr. Rudolf Trüb, Wirbelweg 8, 8702 Zollikon.
Druck und Versand: Walter-Verlag AG, 4600 Olten.

Neues neu: Gedichte von Martin Etter

Über den Berner Lyriker Martin Etter, der Lehrer und Musikkritiker ist und erst spät an die Öffentlichkeit tritt, gibt Prof. Roland Ris in seinem Nachwort Auskunft.

Der schmale Band «Aber äbe» enthält Liebesgedichte ganz eigener Prägung. Es sind Gedichte eines heutigen Menschen, der um sich selbst, um seine innere Freiheit ringt, der sich von einem wechselbaren Funktionieren abzuheben versucht, um so zum Du zu kommen. Diese Liebe zum Du ist von Tragik umwittert, hält dem Ich einen Spiegel entgegen, in welchem Enttäuschungen, Entsagung, Hoffen und Wünschen sichtbar werden. Das Begreifen des andern verlangt Opfer. Die Gedichte sind eigenwillig, schlicht, ohne Pathos oder Gefühlsüberschwang. Sie decken

das Verletzliche einer Seele auf und sagen trotz des ganz Subjektiven allgemein Menschliches aus. Ihre Sprache ist klar, persönlich und doch allgemein gültig. Sie klagen nicht an, aber zeigen doch, dass die Umwelt, das «Me» auf eine empfindliche Seele wirken, aber auch mithelfen, Enttäuschungen und Entsagungen zu ertragen, auch wenn sie zutiefst schmerzen.

Man wird gezwungen, diese Gedichte immer wieder zu lesen und zu überdenken, denn sie wühlen Dinge auf, die wir vielleicht uns nicht eingestehen wollen, aber doch in uns im stillen wirken.

Eibahnstrass.

Erlöst

Vo aune Nööt i mym Härz,
Vo aune Quaalen i myr Seeu,
Vo aune Fraagen u Zwyfu.